

KOFI ANNAN

mit Nader Mousavizadeh

Ein Leben in
Krieg und Frieden

KOFI ANNAN

mit Nader Mousavizadeh

Ein Leben in
Krieg und Frieden

Aus dem Englischen
von Klaus-Dieter Schmidt

Deutsche Verlags-Anstalt

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Interventions. A Life in War and Peace*
bei Penguin Press, New York.



Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

I. Auflage

Copyright © 2012 Kofi Annan

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Antje Korsmeier

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Dante

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04457-0

www.dva.de

*Für meine Frau und Partnerin Nane,
meine Tochter Ama, meinen Sohn Kojo
und meine Stieftochter Nina*

Für ihre Liebe, Geduld und Unterstützung
werde ich ihnen immer dankbar sein.

INHALT

	Vorwort	
	ENGAGEMENT IN DER WELT VON HEUTE	9
	Prolog	
	FRIEDENSWAHRER, FRIEDENSBRINGER	17
1	UNABHÄNGIGKEIT Afrikanische Anfänge	33
2	OFFENE VERSPRECHEN Somalia, Bosnien, Ruanda und die Widrigkeiten der Friedenserhaltung in einer Welt der Bürgerkriege	48
3	SOUVERÄNITÄT UND MENSCHENRECHTE Kosovo, Osttimor, Darfur und die Schutzverantwortung	107
4	VEREINTE NATIONEN DER VÖLKER Reform der Weltregierung und Wiederherstellung der Herrschaft des Rechts	169
5	DAS SCHICKSAL EINES KONTINENTS Afrikas Kriege, Afrikas Frieden	197
6	EINE NEUDEFINITION MENSCHLICHER SICHERHEIT Der globale Kampf gegen Armut und die Millenniumsentwicklungsziele	256

7	DIE BRUCHLINIE DER WELT Frieden schaffen im Nahen Osten	306
8	DIE KRIEGE VON 9/11 Terror, Afghanistan, der Irak und die Vereinten Nationen am Abgrund	382
	Epilog TRÄUME EINES REALISTEN	445
	Abkürzungen	453
	Register	457

Vorwort

ENGAGEMENT IN DER WELT VON HEUTE

Wofür stehen wir als Weltgemeinschaft? Welche Verantwortung tragen wir für unser gemeinsames Schicksal in einer Welt, die sich zugleich vereint und trennt – und wie üben wir diese Verantwortung aus? Wie erreichen wir ein Gleichgewicht zwischen Wachstum und Entwicklung, Gleichheit und Chancen, Menschenrechten und menschlicher Sicherheit? Und wie passen die Vereinten Nationen – eine Organisation, die vor fast siebenzig Jahren in San Francisco gegründet wurde, um einen weiteren Weltkrieg zu verhindern – in eine von den Kräften von Globalisierung und Technologie veränderte Welt, Kräften, die durch keinerlei nationale oder ideologische Grenzen eingeschränkt sind?

Wir stehen am Scheideweg einer globalen Neuordnung der Welt, die ebenso folgenschwer sein wird wie diejenige, welche die Gründer der UNO 1945 in Angriff nahmen. Während im letzten Vierteljahrhundert Hunderten Millionen von Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika auf beeindruckende Weise der Ausstieg aus der Armut gelungen ist, sind die Geißeln von Krieg, Terror und Massenvernichtungswaffen wie eh und je vorhanden. Verändert hat sich die Macht des Einzelnen, von Männern und Frauen in allen Teilen der Welt, die, durch Bildung und die wachsende Hoffnung auf ein besseres Leben in größerer Freiheit ermutigt, Mitsprache verlangen bei der Entscheidung darüber, wie und von wem sie regiert werden. Der Machtzuwachs des Einzelnen – vom Tahrir-Platz über das Silicon Valley und Chengdu bis nach Juba – stellt eine beispiellose Chance dar, die Würde des Menschen zu stärken. Gleichzeitig fordert dieser

Wandel die etablierten Machtzentren heraus – von Präsidentenpalästen bis zu Vorstandsetagen –, das verlorene Vertrauen der Öffentlichkeit, das Grundvoraussetzung der erfolgreichen Entwicklung jeder Gesellschaft ist, wiederzugewinnen.

In den vier Jahrzehnten meiner Tätigkeit bei den Vereinten Nationen hatte ich das Glück, mit einer Gruppe außerordentlich engagierter und begabter Diplomaten sowie Experten für Entwicklung und humanitäre Hilfe zusammenzuarbeiten, für die diese Fragen im Mittelpunkt dessen standen, was wir erreichen wollten. Es war niemals leicht. Ebenso oft, wie wir das Leiden von Menschen lindern oder einen Konflikt beenden konnten, mussten wir feststellen, dass uns dies erst gelang, als bereits ein viel zu großer Tribut gezahlt worden war. Als erster aus den Reihen der Organisation stammender Generalsekretär trat ich das Amt mit der schmerzlichen Einsicht in die Grenzen unserer Macht an. Gleichwohl war ich entschlossen, zu verhindern, dass wir bei Rückschlägen einfach aufgaben, und daran zu erinnern, dass wir mehr zustande bringen können, und dies im Namen der Völker, für welche die Charta der Vereinten Nationen geschrieben worden ist, auch tun würden.

Ich bemühte mich, Aktivitäten in vielen Bereichen anzustoßen – vom Kampf gegen HIV/AIDS über die Ausbildung von Mädchen, die Entwicklungsarbeit in Afrika, die Tsunami-Hilfe sowie die Förderung der Menschenrechte und des Rechtsstaats bis hin zu der Mahnung, dass Souveränität sowohl Rechte als auch Pflichten umfasse. Mein Ziel war es, die Vereinten Nationen zu einer Organisation zu machen, die nicht zuschaut, sondern sich einmischt, die vor den Herausforderungen des neuen Jahrhunderts nicht zurückschreckt, sondern sich ihnen gewachsen zeigt und von einem Zweck geleitet wird, der größer ist als der Schutz der Interessen von Staaten.

Dies ist das Feld des Engagements, das meine Darstellung der großen Herausforderungen, mit denen die Weltgemeinschaft heute konfrontiert ist, abdeckt. Die geschilderten Ereignisse spiegeln meine

Überzeugung wider, dass humanitäre Interventionen moralisch und strategisch geboten sind, wenn ein Völkermord oder eine grobe Verletzung der Menschenrechte die Alternative ist. Zugleich bin ich der dezidierten Auffassung, dass ein militärisches Eingreifen mit engeren Zielen sowie ohne globale Legitimation und Vorausschau auf die Konsequenzen – wie im Fall des Irak – ebenso zerstörerisch sein kann wie die Übel, die vorgeblich bekämpft werden sollen. Die sich herausbildende globale Konvention über eine Schutzverantwortung (*responsibility to protect*) ist als universales Prinzip des Schutzes fundamentaler Menschenrechte zu verstehen – und nicht als Lizenz zur Kriegführung im Namen des Friedens.

Das vorliegende Buch erscheint fünfzig Jahre nach meinem Eintritt in die Verwaltung der Weltgesundheitsorganisation in Genf. In diesem halben Jahrhundert haben die Vereinten Nationen bei einigen der höchsten Ziele ihrer Gründer beachtliche Fortschritte erreicht, mussten andererseits aber auch Fehlschläge und Enttäuschungen hinnehmen, bei denen die schlimmste Grausamkeit zutage trat, die Menschen einander antun können. Kern meiner Mission als Generalsekretär waren die Vision einer Organisation in größerer Nähe zu den Völkern, denen zu dienen sie gegründet worden war, und das Bestreben, die Ansprüche jedes Einzelnen auf Sicherheit, Entwicklung, Gesundheit und Menschenrechte in den Mittelpunkt all unserer Bemühungen zu stellen. Ich bezog neue Mitspieler unter Nichtregierungsorganisationen, Unternehmen und Bürgern aus allen Kontinenten ein, um unsere Prioritäten zu verlagern von den Vereinten Nationen in ihrer konventionellen Form hin zu einer stärker geeinten Welt, in der jede Nation und Gemeinschaft, jede Religion und Organisation die Pflichten der globalen Bürgerschaft übernimmt.

Dieses Buch erzählt die Geschichte meiner Mission, gesehen durch das Prisma der folgenreichsten Krisen und Fragen, mit denen ich als Generalsekretär konfrontiert war. Zudem geht es um die allgemeineren Implikationen der Herausforderungen, vor denen die

globale Staatengemeinschaft steht. Notwendigerweise musste ich eine Auswahl unter den möglichen Themen treffen. Dabei habe ich denjenigen Vorrang eingeräumt, die mir die jüngste Geschichte der internationalen Angelegenheiten am besten zu erhellen scheinen und zugleich einen Einstieg für die Beschäftigung mit den Gefahren und Chancen bieten, die auf die Nationen ebenso wie auf jeden Einzelnen künftig zukommen. Deshalb werde ich mich im Folgenden weder streng an die Chronologie der Ereignisse halten, noch jeden Punkt auf der Tagesordnung der Vereinten Nationen erschöpfend behandeln. Stattdessen beschreibe ich die während meiner Amtszeit aktuellen Themen, wie sie sich im Umgang mit den politischen Führern weltweit bei den vielen Konflikten und Krisen der letzten beiden Jahrzehnte darstellten.

Dies ist ein persönlicher Bericht über meine Arbeit für die Vereinten Nationen und meine Anstrengungen, die großen diplomatischen, entwicklungspolitischen und humanitären Herausforderungen, denen sich die Weltgemeinschaft gegenübersteht, zu bewältigen. Bei dieser höchst befriedigenden und anspruchsvollen Tätigkeit war mir meine Frau Nane stets eine unermüdliche Gefährtin. Auf unseren gemeinsamen Reisen rund um die Welt besuchte sie Schulen, Flüchtlingslager und Menschen, die mit HIV/AIDS lebten, und verankerte unsere Arbeit in den Bedürfnissen der am meisten Gefährdeten; zugleich unterstützte sie die Anstrengungen der UNO hinsichtlich der Gleichberechtigung der Frauen. Kaum etwas von dem, was ich in über vier Jahrzehnten im Dienst der Vereinten Nationen erreicht habe, wäre jedoch möglich gewesen ohne die Professionalität, Kreativität und Loyalität der Teams, die zu leiten ich das Vergnügen hatte. Während meiner Tätigkeit für verschiedenste Behörden und Ämter der UNO hatte ich das Glück, mit vielen engagierten Beamten und Diplomaten aus aller Welt zusammenarbeiten zu dürfen.

Aufgrund ihres Beitrags zu den Angelegenheiten, die im Mittelpunkt dieses Buchs stehen, haben einige Menschen eine besondere Erwäh-

nung verdient. Aus meiner Amtszeit als Leiter der UN-Hauptabteilung Friedenssicherungseinsätze nahm ich einen kleinen Kreis enger Mitarbeiter mit mir in das Amt des Generalsekretärs, unter ihnen meinen Kabinettschef Iqbal Riza, der während aller bedeutenden Herausforderungen und Erfolge ein wahrer Partner und mein engster Vertrauter war. Mit Wagaye Assebe, Tasa Delenda, Fred Eckhard, Elisabeth Lindenmayer, Lamin Sise und Shashi Tharoor war die Gruppe, auf deren Einfallsreichtum und Engagement ich mich mehr als ein Jahrzehnt lang bei der Verfolgung unserer Ziele verließ, komplett.

Als Generalsekretär hatte ich das Privileg, mich auf die Führungsfähigkeiten einer bemerkenswerten Gruppe erfahrener Idealisten stützen zu können, deren Einsatz für die Mission der Vereinten Nationen unerschütterlich war: K. Y. Amoako, Hedi Annabi, Louise Arbour, Alicia Bárcena, Yves Bertholet, Lakhdar Brahimi, Sammy Buo, Patrizio Civili, Joseph Connor, Hans Corell, Antonio Maria Costa, Robert Dann, Alvaro de Soto, Nitin Desai, Michael Doyle, Jan Egeland, Ibrahim Fall, Ahmad Fawzi, Louise Frechette, Ibrahim Gambari, Victor Gbebo, Jean-Marie Guehenno, J. P. Halbwachs, Peter Hansen, Patrick Hayford, Noeleen Heyzer, Abdoulie Janneh, Bruce Jones, Søren Jesen-Petersen, Tuliameni Kalomoh, Georg Kell, Angela King, Rolf Knutsson, Stephen Lewis, Carlos Lopes, Rachel Mayanja, Haile Menkarios, Nicolas Michel, Bernard Miyet, Michael Moller, Edward Mortimer, Nader Mousavizadeh, Jose Antonio Ocampo, Hisham Omayad, Robert Orr, Kieran Prendergast, Terje Roed-Larsen, Gert Rosenthal, John Ruggie, Warren Sach, Jeffrey Sachs, Mohamed Sahnoun, Gillian Sorensen, Stephen Stedman, Danilo Turk, Sergio Vieira de Mello, Marguerita Walstrom, Nadia Younes und Ralph Zacklin.

Von den Leitern von UN-Behörden und -Programmen seien die Folgenden genannt, die bei jeder Schlacht, die wir schlugen, an vorderster Front kämpften: Carol Bellamy, Catherine Bertini, Hans Blix, Gro Harlem Brundtland, Michel Camdessus, Jacques Diouf, Mohammed El Baradei, Mark Malloch Brown, Thoraya Obaid, Sadako Ogata,

Peter Piot, Mary Robinson, Nafis Sadik, Juan Somavia, Gus Speth, Anna Tibaijuka, Klaus Töpfer, Hans Van Kinkle und James Wolfensohn. Sie alle spielten eine entscheidende Rolle bei der Erneuerung unserer Aufgabe und Entschlossenheit. Außerdem haben viele der Genannten großzügig ihre Zeit geopfert, um das Manuskript dieses Buchs ganz oder teilweise zu lesen. Dafür sowie für ihre Anmerkungen und Einsichten möchte ich ihnen danken.

Als ich beschloss, meine Erinnerungen in den breiteren Kontext von Theorie und Praxis der globalen Staatskunst zu stellen, bat ich Nader Mousavizadeh, mit mir an diesem Projekt zusammenzuarbeiten. Es hat von seinen beachtlichen Kenntnissen der gegenwärtigen und künftigen Strukturen der internationalen Beziehungen außerordentlich profitiert.

Ein Buch zu verfassen, in dem ein solch breites Spektrum globaler Fragen aus einer derart langen Zeitspanne angesprochen werden soll, erfordert die Mitwirkung vieler Helfer. Ich profitierte von der Unterstützung und Ermutigung zahlreicher Freunde und Mitarbeiter. Einer von ihnen ragt heraus, da das Projekt ohne ihn nie fertiggestellt worden wäre: Tom Hill, ein brillanter, ungemein begabter junger Wissenschaftler aus der Abteilung für Kriegsstudien des King's College London, der zahllose Stunden der Recherche widmete und zu jedem Aspekt der Darstellung seinen Teil beitrug. Mats Berdal stand uns mit seinen unvergleichlichen Einsichten in die Gefahren und Möglichkeiten von friedenserhaltenden Maßnahmen der Vereinten Nationen zur Seite, Robert Dann ließ uns an seinem profunden Wissen über den arabisch-israelischen Konflikt und dessen allgemeinere Implikationen für den Nahen Osten teilhaben, und Simon Chesterman vermittelte uns wertvolle Erkenntnisse über den Themenbereich von globaler Regierung und Herrschaft des Rechts. Anthony Appiah und Kwame Pianim lasen das Kapitel über meine frühen Jahre in Ghana und verbesserten es durch ihre hochwillkommenen Anmerkungen.

Schließlich hatten wir das Glück, zwei herausragende Personen an Bord zu haben – den Literaturagenten Andrew Wylie und die Verlegerin Ann Godoff. Während der gesamten, ebenso komplexen wie anspruchsvollen Entstehung des Buchs legten sie eine Geduld, einen Blick fürs Detail und ein literarisches Urteilsvermögen an den Tag, für die man als Autor nur dankbar sein kann. Für Fehler oder Ungenauigkeiten sind natürlich allein wir verantwortlich.

Meine Hoffnung ist, dass dieses Buch Lesern aus allen Generationen ein tieferes Verständnis der Kräfte, die unsere Welt verändern, vermittelt; ein Verständnis der katastrophalen Kosten von Konflikten und des immer noch großen Versprechens globaler Zusammenarbeit im Kampf gegen Armut und Krankheit. Vor allem wünsche ich mir eine Welt, in der Männer und Frauen jeder Nation in Würde leben und die Möglichkeit erhalten, anderen zu helfen und den Kräften von Ungerechtigkeit und Ungleichheit, wo immer sie auftreten, Widerstand zu leisten – anders ausgedrückt, dass sie sich einmischen, sich engagieren. In den Worten des Dichters: »to act, that each tomorrow / Find us farther than to-day.«

Kofi Annan
Accra und Genf, Mai 2012

Prolog

FRIEDENSWAHRER, FRIEDENSBRINGER

»Kofi, man hat einen ehrlichen Mann aus mir gemacht«, sagte Colin Powell mit einem breiten Lächeln. Die Erleichterung – und Erschöpfung – war förmlich greifbar. Ich erwiderte unwillkürlich das Lächeln meines Freundes und hätte gern auch seine Zufriedenheit geteilt. Es war sechs Wochen nach dem amerikanischen Einmarsch in den Irak, und der US-Außenminister hatte mich telefonisch um ein Treffen gebeten. Er erschien, selbstbewusst wie eh und je, allein, ohne Assistenten und ohne den amerikanischen Botschafter an seiner Seite, im achtunddreißigsten Stock des UN-Hauptquartiers. Ich konnte das Durchhaltevermögen dieses Mannes, der so viel auf sich genommen hatte, um für einen Krieg einzutreten, an den er offensichtlich nicht glaubte, nur bewundern. »Man hat die mobilen Labors gefunden, und obwohl wir die Neuigkeit noch nicht bekanntgeben wollen, werden Sie sie morgen aus den Nachrichten erfahren.« US-Truppen hatten im Irak etwas entdeckt, was sie für mobile Labors zur Herstellung von Massenvernichtungswaffen hielten, und Powell war zuversichtlich, dass es diesmal wirklich so war. Der Krieg war gerechtfertigt, die Ursache bestätigt.

Während ich keinen Grund hatte, an Powells Aufrichtigkeit zu zweifeln, war ich dennoch nicht überzeugt, dass es sich tatsächlich um den handfesten Beweis von Massenvernichtungswaffen handelte, nach dem die US-Truppen mit wachsender Verzweiflung im Irak suchten. Ich hatte das alles bereits erlebt, am eindringlichsten ein halbes Jahr zuvor, als John Negroponte, der US-Botschafter bei den Vereinten Nationen, um ein vertrauliches Gespräch gebeten hatte,

um mir einige der von den USA gesammelten Beweise für Saddam Husseins illegales Waffenprogramm zu zeigen. Während Negroponte und der hohe CIA-Beamte, der ihn begleitet hatte, mir ein Foto nach dem anderen vorlegten – und in ernstem Tonfall die Stichhaltigkeit der Beweise betonten –, wurde ein beunruhigendes Muster immer deutlicher: Es waren alles nur Indizien. Meine beiden Besucher zeigten beispielsweise ein fünf Jahre altes Foto eines Gebäudes, dann ein Foto desselben Gebäudes zwei Jahre später, nach einem amerikanischen Angriff, mit neuem Dach und Lastwagen, die hinein- und hinausfahren. »Aber das belegt eigentlich gar nichts«, warf einer meiner Mitarbeiter ein, »außer, dass ein Gebäude vorhanden war, bombardiert und dann wieder aufgebaut wurde. Woher wissen Sie, was sich in dem Gebäude befindet? Es könnte alles Mögliche sein!« Negroponte hatte etwas anderes erwartet. Während der CIA-Beamte schweigend die Fotos einsammelte, stellte ich noch einige Fragen, auf die ich jedoch in keiner Weise befriedigende Antworten erhielt.

Was Negroponte vorgelegt hatte, um mir den Ernst der Bedrohung vermeintlich glasklar vor Augen zu führen, hatte eher das Gegenteil bewirkt. Als wir nach dem Treffen in mein Büro gingen, bemerkte ein anderer meiner Mitarbeiter: »Warum versprechen sie erst definitive Enthüllungen, um dann doch nur mit Dingen anzukommen, die bestenfalls Indizienbeweise sind? Denken sie wirklich, wir seien so leichtgläubig? Oder haben sie nicht mehr in der Hand, und wir haben eben die grundsätzlichen Fragen gestellt, denen sie ausgewichen sind?« Die Antworten darauf sollten wir bald erhalten.

Nach dem 11. September 2001 erlebte Amerika zunächst eine Welle der Anteilnahme und Unterstützung, doch dann senkte sich zwischen ihm und der übrigen Welt bald ein schwerer Vorhang. Nach Ansicht vieler Amerikaner, insbesondere der Bush-Administration, war durch die brutale Gewalt, die Amerika und zweien seiner Städte angetan worden war, eine globale Reaktion mehr als gerechtfertigt. Ein großer Teil der Weltgemeinschaft fand damals jedoch, so scho-

ckierend es vielen Amerikanern erscheinen mag, dass die größte Gefahr für den Weltfrieden nicht von Saddam ausging, sondern von den erzürnten und auf Rache sinnenden Vereinigten Staaten. Tragischerweise änderten der nachfolgende Einmarsch in den Irak und sein chaotisches, blutiges Nachspiel wenig an dieser Auffassung. So wie der 11. September 2001 die Welt veränderte, so hatte auch der Irakkrieg Folgen von dramatischem Ausmaß – von der Empörung der arabischen Nationen angesichts des durch den Sturz Saddams ausgelösten Durcheinanders über das tiefe Misstrauen vieler Mitglieder des Sicherheitsrats, die sich durch die qualvollen Verhandlungen im Vorfeld des Krieges verletzt fühlten, bis hin zu der zunehmenden Isolation der Vereinigten Staaten, denen man nicht länger mit Furcht oder Respekt gegenübertrat. Was die Vereinigten Staaten infolge der Invasion verloren hatten, war der Vertrauensbonus eines Denkens, das im Zweifelsfall zu ihren Gunsten entschied. Das schmerzte mich tief. In meiner Amtszeit als Generalsekretär musste ich oftmals die Rolle eines globalen Dolmetschers übernehmen, der der Welt die Vereinigten Staaten und diesen die Welt erklärte. Trotz ihres einzigartigen Beitrags zur Gründung der UNO und zu deren Missionen in den folgenden Jahrzehnten waren die Vereinigten Staaten nach dem Irakkrieg nur selten bereit, zuzuhören, so wie die Welt andererseits nicht fähig war, ihre wahre Meinung auszusprechen.

Vor Ort im Irak ließen sich die Kosten des Krieges am Maßstab der Todesopfer ermessen, jener über hunderttausend Menschen, die im Chaos nach der Invasion ums Leben kamen. International führte der Krieg zum Abbruch von Beziehungen und zur Verhärtung von Animositäten. Darüber hinaus litten die persönliche Integrität und das Ansehen einiger Hauptbeteiligter, und niemand erfuhr diesen Wandel auf schmerzlichere und öffentlichere Weise als Colin Powell, der schließlich zurücktrat, nachdem die Regierung Bush sein Prestige ausgenutzt und ausgeschöpft hatte. Abgesehen von Powell hatte

indes kein politischer Führer an den Konsequenzen des Irakkrieges so schwer zu tragen wie Tony Blair.

»He, Blair, wie geht's?« Als ich diese ersten Worte des Gesprächs zwischen US-Präsident George W. Bush und dem britischen Premierminister Tony Blair las, das auf dem G8-Gipfel im Juli 2008 in St. Petersburg insgeheim mitgeschnitten worden war, sah ich geradezu vor mir, wie Blair unmerklich zusammenzuckte. Er bot Bush an, in den Nahen Osten zu reisen. Er sei bereit, sagte er, augenblicklich abzureisen, um die Spannungen zu verringern. Als Bush ihm mitteilte, dass seine Außenministerin Condoleezza Rice in Kürze ebenfalls in den Nahen Osten aufbrechen werde, erwiderte Blair, er könne ihren Besuch diplomatisch vorbereiten. Der Mitarbeiter, der mir die Gesprächsniederschrift übergeben hatte, forderte mich auf, weiterzulesen. Wie sich herausstellte, hatten Bush und Blair auch über mich gesprochen, und zwar auf nicht sehr schmeichelhafte Weise.

Als ich beim G8-Gipfel eintraf, herrschte seit vier Tagen Krieg zwischen Israel und der Hisbollah. Ausgelöst hatte ihn die Hisbollah, indem sie Raketen auf israelische Grenzstädte abgefeuert und anschließend die libanesisch-israelische Grenze überschritten hatte, um eine israelische Patrouille anzugreifen, wobei sie zwei Soldaten als Geiseln nahm. Israel antwortete mit massiven Militärschlägen sowohl gegen die militante Gruppe als auch gegen den libanesischen Staat und dessen Infrastruktur. Ich hatte mir vorgenommen, auf die Einstellung der Feindseligkeiten zu drängen, und wollte die Stationierung einer internationalen Truppe als Voraussetzung für einen dauerhaften Friedensschluss vorschlagen. Mir war klar, dass ich mindestens einen Teilnehmer des Gipfels verärgert hatte, indem ich den russischen Präsidenten Wladimir Putin gebeten hatte, die Tagesordnung zu ändern und mir Gelegenheit zu geben, auf der Hauptsitzung des Gipfels zu sprechen. Als sich zwischen Bush und mir vor den Augen der anderen Staatsmänner – von denen nur der französische Präsident Jacques Chirac ganz am Ende der Sitzung

das Wort ergriff – ein erregter, scharfer Wortwechsel über meinen Vorschlag entspann, wurde deutlich, dass Bush die Angelegenheit schlichtweg als einen Kampf zwischen Gut und Böse betrachtete. Noch unverblümt äußerte er sich gegenüber Blair. »Was ist mit Kofi?«, fuhr er in dem aufgezeichneten Gespräch fort. »Mir gefällt sein Waffenstillstandsplan nicht ... Im Grunde meint er, dass sich nach einem Waffenstillstand schon alles regeln werde ... Was wir brauchen, ist, dass Syrien die Hisbollah dazu bringt, mit diesem Scheiß aufzuhören, und dann ist alles vorbei ... Ich hätte Kofi beinahe aufgefordert, sich ans Telefon zu setzen, Assad anzurufen und dafür zu sorgen, dass etwas passiert ...«

Ich wünschte, ich – oder irgendjemand anders – könnte mal eben mit einem Telefonanruf erreichen, »dass etwas passiert«. Aufgrund der von den USA verfolgten Politik, Syrien zu isolieren, war ich zwar einer der wenigen internationalen Politiker, die noch mit der syrischen Führung sprachen, aber für eine Lösung war mehr erforderlich als ein Telefongespräch. Angesichts der komplexen Interessen und Motivationen in Syrien – und bei seinen Nachbarn, einschließlich Israels – handelte es sich um ein dreidimensionales Schachspiel zwischen den abgefemtsten und von tiefem gegenseitigem Misstrauen erfüllten Mächten.

Tatsächlich war die Entwicklung im Libanon nicht nur eine erschütternde Tragödie für Libanesen und Israelis, sondern – mit ihren verworrenen, blutigen Wurzeln, ihrem komplexen regionalen Wesen und ihrer von den Vereinten Nationen sorgfältig ausgehandelten Beilegung – auch ein Spiegelbild der Kräfte von globaler Ordnung und Unordnung, mit denen ich während meiner gesamten zehnjährigen Amtszeit als UN-Generalsekretär zu tun hatte. Die Intervention in seit langem schwelenden Konflikten, die Rechte und Pflichten der Souveränität, die Rolle der Friedensbewahrung, die Stellung der UNO in einer amerikanisch dominierten Ära, das Auftreten nichtstaatlicher Akteure in asymmetrischen Konflikten, die persönliche Shuttle-

diplomatie eines UN-Generalsekretärs in einer fragmentierten Welt: All das spielte im Libanonkrieg eine Rolle. Eine einfache Schlacht zwischen Gut und Böse war er nicht.

Blair sah diesen Konflikt – ebenso wie den Irakkrieg – allerdings durch die Brille eines Metakonflikts zwischen Moderne und Mittelalter, zwischen tolerantem Säkularismus und radikalem Islam. In St. Petersburg hatten wir uns vor der offiziellen Gipfelsitzung zu einem vertraulichen Gespräch getroffen, in dem er auf meine Bemerkung, die Erklärung der G8 sei zu schwach und zu vage, um etwas bewirken zu können, kühl entgegnete, die Frage sei nicht, ob Israel heute zu einem Waffenstillstand überredet werden könne, sondern ob dies »in zehn Tagen oder zwei Wochen« erreichbar sei. In zwei Wochen? Ich sah ihn erstaunt an. Seine einzige Reaktion darauf bestand in der Bemerkung, dass die Waffenstillstandsbedingungen noch nicht feststünden. Das war nicht der Blair von 1999, der die moralische Notwendigkeit einer humanitären Intervention hervorgehoben hatte, um die serbischen Angriffe auf die Kosovoalbaner zu beenden. Damals hatte ich ihm aus vollem Herzen zugestimmt, obwohl dieser Standpunkt mich nötigte, meiner eigenen Überzeugung, dass der Einsatz von Gewalt durch den UN-Sicherheitsrat autorisiert werden sollte, zuwiderzuhandeln, und mir im Verhältnis zu Großmächten wie Russland und China enorm schadete. Doch Blair hatte sich inzwischen verändert, und damit hatte er nach meiner Ansicht die Fähigkeit verloren, in diesem Konflikt als glaubwürdiger Vermittler aufzutreten.

Umfang und Schärfe der israelischen Vergeltung hatten mich von Anfang an beunruhigt. Selbstverständlich waren die Israelis zu einer Antwort berechtigt. Jedes Land hat bei einem Angriff das Recht, sich zu verteidigen, und israelische Stellungen waren über eine international anerkannte Grenze hinweg angegriffen worden. Im Jahr 2000 hatte ich selbst die Blaue Linie beglaubigt, nachdem ich zuvor eng mit dem israelischen Ministerpräsidenten Ehud Barak zusammen-

gearbeitet hatte, um die achtzehnjährige Besetzung libanesischen Territoriums durch israelische Truppen zu beenden. Aber Israels berechnete Maßnahmen zur Verteidigung seiner Grenze weiteten sich rasch zu etwas Größerem aus, das wesentlich schwerer zu erreichen war – der Vernichtung einer populären Guerillaorganisation, die über beträchtliche Mittel für das eigene Überleben und für Vergeltungsaktionen verfügte.

Am Tag des Angriffs sagte ich zu Condoleezza Rice, Israel würde früher oder später entdecken, dass dem, was man mit Gewalt erreichen könne, Grenzen gesetzt seien. Man müsse sich politisch verständigen und eine politische Vereinbarung erzielen. Die Hisbollah sei tief in der libanesischen Gesellschaft verwurzelt und stehe für den Protest gegen zahlreiche langjährige, von vielen Menschen beklagte lokale Missstände. Mit militärischer Gewalt allein sei sie nicht zu entwaffnen. Der israelische Ministerpräsident Ehud Olmert wollte davon nichts hören. Als ich ihn am nächsten Tag anrief, sagte er, Israel werde »keine der militärischen Operationen gegen die Hisbollah beenden«; vielmehr beabsichtige es, »sie zu verstärken«.

Olmerts Forderungen waren grundsätzlich legitim: die Freilassung der bei dem Überfall gefangen genommenen israelischen Soldaten, der Rückzug von der Grenze und die vollständige Entwaffnung der Hisbollah, wie von der Resolution 1559 des UN-Sicherheitsrats vorgesehen. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie mit kriegerischen Mitteln durchsetzbar waren. Tatsächlich sprach alles, was wir über die Guerillakriegführung – im Nahen Osten und anderswo in der Welt – wussten, dafür, dass letztlich eine Lösung auf dem Verhandlungsweg gefunden werden musste, ganz gleich, wie lange und unerbittlich Israel libanesisches Ziel angriff.

Die Zustimmung zu einem Waffenstillstand von der vorherigen Erfüllung der israelischen Bedingungen abhängig zu machen, war ein Rezept für einen endlosen Krieg. Das war mir schon in den ersten Stunden des Konflikts klar, und in den folgenden drei Wochen

sagte ich es jedem, der Einfluss auf die Beteiligten besaß. Zehn Jahre qualvoller, verschleppter Verhandlungen mit Palästinensern und Israelis hatten mich eine bittere Lektion gelehrt: dass es zwecklos ist, die ersten Stufen einer Übereinkunft zwischen Todfeinden zu überspringen. Israel befand sich bereits an einer zweiten Front unter Druck, in Gaza. Dort hatte zwei Wochen zuvor die Hamas einen israelischen Grenzposten angegriffen, zwei Soldaten getötet und den jungen Unteroffizier Gilad Shalit entführt. Als Mann mit militärischem Hintergrund musste Olmert Entschlossenheit und Stärke demonstrieren. Dafür erhielt er gewissermaßen eine Blankovollmacht. Die Vereinigten Staaten waren wie Großbritannien der Ansicht, dass die Hisbollah den Israelis einen einzigartigen Anlass gegeben habe, eine Organisation zu vernichten, die im Libanon zu einem Staat im Staate geworden war. Washington schien zu dem Schluss gelangt zu sein, seine Pflicht im Frühstadium des Konflikts bestehe darin, der israelischen Luftwaffe Zeit zu verschaffen, um gegen die Bewegung vorzugehen und ihr, wie man hoffte, eine strategische Niederlage beizubringen.

Für eine Organisation wie die Hisbollah bedeutete das bloße Überleben bereits einen Sieg. Seit ihrer Gründung als Reaktion auf den israelischen Einmarsch in den Libanon im Jahr 1982 war sie, ob es einem nun gefiel oder nicht, zu einem Teil der libanesischen Gesellschaft geworden. Ich selbst äußerte eine Woche nach Ausbruch des Konflikts in einer Rede vor dem Sicherheitsrat meine Missbilligung, indem ich der Hisbollah vorwarf, »mit Hunderten von unterschiedslos wirkenden Waffen absichtlich auf israelische Bevölkerungszentren« zu zielen. »Welcher anderen Agenda die Aktionen der Hisbollah auch dienen mögen«, so mein Urteil, »palästinensische und libanesischen Interessen verteidigen sie nicht, auch wenn sie das behauptet. Im Gegenteil, sie nehmen eine ganze Nation als Geisel.«

Da die Hisbollah nicht verlor, siegte sie. Für Israel hatte wesentlich mehr als ein weiterer Schlachtensieg auf dem Spiel gestanden. Der

Mythos der Unbesiegbarkeit Israels – die strategische Abschreckung seiner Nachbarn – war jetzt in Gefahr. Als die Militär- und Staatsführung erkannte, dass sie sich verkalkuliert hatte, griff sie zu immer verzweifelteren Mitteln. In den nächsten drei Wochen führte Israel Luftangriffe auf die unterschiedlichsten Ziele durch, von vermuteten Hisbollahstellungen im Süden bis zu den Vororten von Beirut und sämtlichen wichtigen Verkehrsknotenpunkten wie Brücken, Straßen, Flugplätzen und Häfen. Der Staat Libanon wurde verstümmelt, und über tausend Zivilisten verloren ihr Leben – ohne den unterschiedslosen Raketenangriffen der Hisbollah Einhalt gebieten zu können. Sie schoss weiterhin unablässig Raketen ab, die bis nach Haifa flogen und über eine Million Israelis Nacht für Nacht in Angst versetzten und sie zwangen, Schutzräume aufzusuchen.

Im Libanon hatten die israelischen und amerikanischen Entscheidungsträger versucht, die Politik des Landes mit militärischer Gewalt zu ändern. Ich hatte schon Jahre zuvor erfahren müssen, dass die Weltgemeinschaft die Kräfte, die in solchen Gesellschaften am Werk sind, nicht wirklich verstehen konnte. Im Jahr 2000 unternahm ich eine seit langem geplante Reise nach Pakistan, die zufälligerweise in die Zeit fiel, als die Taliban die Buddhastatuen von Bamiyan zerstörten. In Islamabad traf ich mit dem Mann zusammen, der die Taliban gegenüber Außenstehenden als deren »Außenminister« vertrat, Wakil Ahmad Mutawakil. Ich war im Marriott abgestiegen (das 2008 durch einen Bombenanschlag von Al-Qaida zerstört wurde), und als die Talibandelelegation meine Suite betrat, war mir augenblicklich klar, dass wir es mit einem völlig neuen Phänomen internationaler Angelegenheiten zu tun hatten.

Sechs bärtige junge Männer in traditionellen afghanischen Gewändern, von denen mehrere kaum über dreißig Jahre alt waren, betraten den Raum. Anscheinend waren sie noch nie zuvor einem Diplomaten begegnet. Einige schienen sogar der Übersetzung des Gesprächs

kaum folgen zu können, und Mutawakil selbst antwortete auf meine wiederholten Appelle, die Zerstörung der Buddhastatuen zu beenden, nur mit einer einzigen, ebenso bizarren wie vielsagenden Erwiderung: »Nach unseren Gesetzen kann nichts von dem, was wir tun, als illegal betrachtet werden.« Als ich ihn darauf aufmerksam machte, dass das Vorgehen der Taliban zu weiteren Sanktionen führen könnte, einschließlich eines internationalen Reiseverbots, sah er mich erstaunt an und entgegnete: »Reisen? Warum sollten wir reisen? Wir wollen nirgendwo anders hin.«

Die Buddhastatuen waren jedoch nur ein Thema unseres Gesprächs. Da die UNO schon seit langem eine entscheidende Rolle bei der Bereitstellung humanitärer Hilfe für die afghanische Bevölkerung spielte, brauchte sie die Zusicherung, ihre Arbeit fortsetzen zu können, ohne angegriffen zu werden. In diesem Punkt sagte Mutawakil seine Unterstützung zu, und dies gab mir einen Einstieg in ein Thema, von dem ich wusste, dass es heikel war – wie heikel, sollte ich bald entdecken.

Man hatte mich – in einer streng geheimen Anfrage – gebeten, Mutawakil nach der Anwesenheit eines Mannes in Afghanistan zu fragen, den man damals noch UBL nannte – Osama bin Laden. Könnten die Taliban eventuell unter gewissen Umständen einem Austausch unter Einbeziehung dieses Mannes zustimmen? Ich unterstrich, dass diese Frage hohe Priorität besäße und den Taliban beträchtliches Wohlwollen entgegenschlagen würde, wenn in dieser Sache eine Vereinbarung erzielt werden könne. Mutawakils Erwiderung – und seinem Blick, in dem sich Furcht mit Empörung mischte – war zu entnehmen, welchen Einfluss UBL in Afghanistan besaß. Ein Austausch unter Einbeziehung ihres »verehrten Gastes«, erklärte er so direkt wie möglich, komme unter keinen Umständen in Frage. Das Treffen wurde abrupt beendet, doch es blieb mir bis zu jenem schicksalhaften Tag, an dem UBL die Welt veränderte, lebendig im Gedächtnis.

Die Vereinten Nationen spielten im Libanonkonflikt von Anfang an eine entscheidende Rolle. Der Angriff, der die Feindseligkeiten auslöste, war über eine von der UNO gezogene und sanktionierte Grenze erfolgt. Die Sicherheitsratsresolutionen 1559 und 1680 hatten zuvor die Hauptbedingungen für den Frieden im Libanon festgelegt: Rückzug der syrischen Truppen, Entwaffnung der Hisbollah und Regierungskontrolle über das gesamte libanesisches Territorium. Nachdem die Kämpfe von neuem ausgebrochen waren, war klar, dass jede erdenkliche Lösung die Autorität des Sicherheitsrats sowie die nötigen Mittel erforderte, um dessen Willen durchzusetzen.

Um den Israelis zusichern zu können, dass nach ihrem Rückzug die Hisbollah nicht einfach in ihre früheren Stellungen zurückkehren würde, musste ich eine neue, verstärkte friedenserhaltende Truppe aufstellen, die den grenzüberschreitenden Angriffen ein Ende setzen konnte. Condoleezza Rice – die zwischen Washingtons Absicht, den Israelis mehr Zeit für ihre Luftangriffe zu verschaffen, und der Erkenntnis, welchen Schaden die Vereinigten Staaten sich selbst zufügten, wenn sie weiterhin zusahen, wie der Libanon attackiert wurde, gefangen war – rief mich an, um mir einen Zweistufenplan für die Entsendung von Truppen vorzuschlagen. Zuerst, erklärte sie, könnte man auf einer »humanitären Stufe« Katastrophenhelfer einsetzen, die während des Abzugs der Hisbollah bei den israelischen Truppen stationiert sein sollten. Anschließend könnten dann internationale Truppen zur Verstärkung der Interimstruppe der Vereinten Nationen im Libanon (UNIFIL) entsandt werden.

Es handelte sich somit um einen weiteren Versuch, die Beendigung der Gewalt an Bedingungen zu knüpfen, eine Abfolge, die, wie ich aus langer Erfahrung wusste, nicht funktionieren würde. Unter Hinweis auf die Geschichte der Anstrengungen der UNO in Afrika und auf dem Balkan erwiderte ich auf Rice' Vorschlag, dass alle Parteien sich parallel bewegen müssten; Israel, die Hisbollah und die inter-

nationalen Truppen müssten gleichzeitig neue, allseits annehmbare Positionen einnehmen.

Diese Schlussfolgerung war mir nicht leichtgefallen. Ich wusste, welchen Preis die Entsendung von Friedenswahrern forderte, wenn Mandat, Ressourcen, Führung und Siegeszuversicht fehlten. Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie viel vernichtete Leben und zerstörte Hoffnungen ein Scheitern mit sich brachte. In meiner Amtszeit als Beigeordneter Generalsekretär für friedenssichernde Einsätze musste die UNO einige der traumatischsten Erfahrungen ihrer Geschichte machen. In einem Fall, in Bosnien, war sie angesichts eines dreijährigen grausamen Bürgerkriegs genötigt, über ihr traditionelles Verständnis von Neutralität hinauszugehen, um Gut und Böse, Aggressor und Opfer unterscheiden zu können. In einem anderen Fall, in Ruanda, warnte eine einsame Stimme vor Ort – einer unserer eigenen Kommandeure – vor einer heraufziehenden Katastrophe, doch im New Yorker Hauptquartier bestimmte die Erinnerung an Somalia unsere Entscheidungen, und drei Monate später, nachdem der Völkermord begonnen hatte, zogen die wichtigsten UN-Mitglieder die wenigen noch im Land verbliebenen Truppen ab.

Aber das war, besonders für die UNO, nur ein Aspekt unter mehreren. Wenn sie mit ihren blauen Helmen und weißen Fahrzeugen sowie einer Flagge, die weit mehr als alle Worte Schutz und Sicherheit symbolisierte, in einem Konfliktgebiet auftauchte, gab sie ein Versprechen ab: Wir sind gekommen, um den Frieden zu bewahren. Das war unsere Verpflichtung, und unser größtes Versagen bestand vielleicht darin, dass wir das ungeheure Ausmaß dieser Verpflichtung nie in vollem Umfang begriffen hatten. Für Männer, Frauen und Kinder, für die die Anwesenheit eines Blauhelms alles ist, was zwischen Sicherheit und sicherem Tod steht, ist das Gerede von begrenzten Mandaten, unangemessenen Mitteln und unzureichend ausgestatteten Missionen – wie sehr es auch zutreffen mag –, bestenfalls irrelevant und schlimmstenfalls Betrug.

Als Generalsekretär war ich entschlossen, durchzusetzen, dass diese Realitäten gewürdigt wurden. Das war nicht nur eine moralische Notwendigkeit. Ich war zudem überzeugt, dass wir als Institution künftig keine Rolle bei der Friedenssicherung beanspruchen konnten, wenn wir unsere moralischen und militärischen Fehlschläge nicht durch Wort und Tat eingestanden. Bei einem UN-Generalsekretär ist das, was er sagt – oder nicht sagt –, oftmals ebenso wichtig wie das, was er tut.

Der erste Test meines Engagements als Generalsekretär kam 1999 mit Serbiens Kampagne gegen die Kosovoalbaner. Je heftiger Miloševićs Angriffe wurden, desto direkter sprach ich die Verpflichtung der Weltgemeinschaft an, ein weiteres Bosnien zu verhindern – wenn nötig mit Gewalt. Und so äußerte ich, als die NATO ohne Autorisierung durch den Sicherheitsrat beschloss, gegen Serbien vorzugehen, zwar mein Bedauern, fügte aber hinzu, es gebe »Zeiten, in denen die Anwendung von Gewalt zur Herstellung des Friedens berechtigt« sei.

Noch nie hatte ein Generalsekretär der Vereinten Nationen eine militärische Aktion gebilligt, die nicht den Segen des Sicherheitsrats erhalten hatte. Die Entscheidung für meine Zustimmung war mir schwergefallen, aber ich fand, dass es nach der Erfahrung von Ruanda und Bosnien keine leichten Antworten mehr gab. Später im selben Jahr stellte ich der Vollversammlung der Vereinten Nationen in Bezug auf Ruanda die Frage: »Wenn in jenen dunklen Tagen und Stunden, die zum Völkermord führten, eine Koalition von Staaten bereit gewesen wäre, zur Verteidigung der Tutsi-Bevölkerung einzugreifen, aber keine sofortige Ermächtigung durch den Sicherheitsrat erhalten hätte, hätte eine solche Koalition untätig danebenstehen sollen, als das Grauen ausbrach?« Ich nahm an, dass nur wenige der führenden Politiker im Saal im Rückblick Puristen sein wollten. Gleichzeitig warnte ich jedoch vor der Gefahr einer Welt ohne Regeln für Interventionen: »Diejenigen, für die der Kosovo-Einsatz eine neue Ära

ankündigt, in der Staaten und Staatengruppen militärische Gewalt außerhalb der etablierten Mechanismen für die Durchsetzung von internationalem Recht anwenden, könnte man fragen: Besteht nicht die Gefahr, dass solche Interventionen das nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffene, unvollkommene, jedoch anpassungsfähige Sicherheitssystem unterminieren könnten und dass gefährliche Präzedenzfälle für künftige Interventionen geschaffen werden könnten, ohne dass es ein eindeutiges Kriterium gibt, wer sich auf diese Präzedenzfälle berufen darf und unter welchen Umständen?« Vier Jahre später lieferte der Irak die tragische Antwort auf diesen Teil meiner Frage.

Während meiner Amtszeit als Generalsekretär versuchte ich der unvergleichlichen Autorität der Vereinten Nationen als der einzigen wahrhaft universalen Staatenorganisation gerecht zu werden, indem ich darauf achtete, dass Rechte verteidigt, Leid gemildert und Leben gerettet wurden. In einem zunehmend fragmentierten Jahrhundert wie dem gegenwärtigen, in dem immer mehr private und öffentliche Akteure auf den Plan treten, hätte der abstrakte Anspruch auf Legitimität nicht genügt. Denn was hatte die einzigartige Legitimität der UNO schließlich den Männern und Jungen von Srebrenica oder den Ruandern in der Stunde ihrer größten Not genutzt? Sie waren von einem in vollkommener Einmütigkeit handelnden Sicherheitsrat ihrem Schicksal überlassen worden. Wenn wir den Vereinten Nationen in der neuen Ära eine Führungsrolle sichern wollten, mussten wir die Fehlschläge der Vergangenheit eingestehen und für die Zukunft eine Vision für eine neue Art zu handeln entwickeln. Viel zu lange war die Teilhabe an der UNO ausschließlich Staaten und ihren Repräsentanten vorbehalten gewesen. Und das machte sich bemerkbar. Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und junge Leute auf allen Kontinenten stellten leidenschaftlich und wirkungsvoll veraltete Dogmen und ungerechte Mechanismen in Frage, aber man hielt ihre Bewegungen nicht für einer ernsthaften Auseinander-

setzung wert. Die Dynamik des Privatsektors, der die Wirtschaft in der entwickelten Welt und die Märkte in den Entwicklungsländern revolutionierte, wurde kaum beachtet. Stattdessen hatte man beim Betreten eines UN-Saals häufig das Gefühl, von einer Zeitmaschine mitten in die trockensten Nordsüddebatten der siebziger Jahre über Macht und Gerechtigkeit, Kapitalismus und Entwicklung versetzt worden zu sein.

Vom ersten Tag meiner Amtszeit an erinnerte ich die Staatschefs daran, dass die UN-Charta nicht von ihnen spricht, sondern mit den Worten beginnt: »Wir, die Völker der Vereinten Nationen«. Von den Millenniumsentwicklungszielen bis zur Wiederbelebung des Kampfes gegen HIV/AIDS, von Abrüstung und humanitärer Hilfe bis zur Einbeziehung des Privatsektors der Wirtschaft durch den Globalen Pakt war ich bestrebt, die UNO den Völkern näherzubringen, denen zu dienen unser Daseinszweck war. Anstatt eine Organisation zu leiten, die den Regierungen der Welt verpflichtet war, stellte ich den Einzelnen in den Mittelpunkt unseres gesamten Handelns.

Eine im 21. Jahrhundert angekommene UNO sollte neue Partnerschaften stiften, auf die Bedürfnisse von Einzelnen eingehen und für den Grundsatz einstehen, dass nationale Souveränität niemals als Schutzschild benutzt werden darf, hinter dem Unrechtsregime ungestraft einen Völkermord oder grobe Menschenrechtsverletzungen begehen können. Wenn sie den Herausforderungen eines globalen Zeitalters erfolgreich begegnen will, muss die UNO ein wesentlich breiteres Sicherheitsverständnis besitzen, das Frieden, Entwicklung, Gleichberechtigung der Frauen und Menschenrechte umfasst. Sie muss in Bezug auf die vier größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts – Frieden und Sicherheit, Wachstum mit Entwicklung, Achtung der Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit – eine entscheidende Rolle spielen.

All das, so viel war mir klar, würde für die künftige Relevanz und Wirksamkeit der Vereinten Nationen von grundlegender Bedeutung

PROLOG

sein. Doch während ich mich bemühte, diese langfristigen Ziele im Blick zu behalten, wurde ich ein ums andere Mal als Generalsekretär in einen Strudel von Konflikten hineingezogen, die ganze Gesellschaften zu zerstören drohten. Wenn die Vereinten Nationen wahrhaft eine Menschlichkeit repräsentieren sollen, die sich mehr – und nicht weniger – um das Leid in ihrer Mitte kümmert und mehr – und nicht weniger – unternimmt, um es zu beenden, dann muss sich die Organisation auf allen Gebieten der menschlichen Sicherheit engagieren und einmischen.

UNABHÄNGIGKEIT

Afrikanische Anfänge

Mein Vater, Henry Reginald Annan, war von Natur aus kein Rebell. Als ghanaischer Manager eines europäischen Handelsunternehmens, Freimaurer und gläubiger Anglikaner in einer von Ahnenverehrung geprägten Stammeskultur sowie Erbhäuptling in einer Zeit radikalen Wandels war er nicht jemand, der sich festlegte. Und doch gab er all seinen Kindern afrikanische Namen, was für einen Mann seiner Herkunft und Stellung in der britischen Kronkolonie Goldküste in den 1930er und 1940er Jahren bereits ein Statement war. Für ihn war es kein Widerspruch, eine afrikanische Identität zu besitzen und europäisch zu denken, sowohl Nationalist als auch Traditionalist zu sein und einerseits den politischen Wandel anzustreben, andererseits aber die Werte von Respekt, Würde, Disziplin und harter Arbeit bewahren zu wollen, die sein eigenes Leben und seine Karriere geprägt hatten. Doch indem er seine fünf Kinder Nana Essie, Essie, Kofi Atta, Efua Atta und Kobina nannte, setzte er unverkennbar auf eine stolze, unabhängige afrikanische Zukunft für sie.

Für H. R., wie er von Freunden und Kollegen genannt wurde, gehörte der ständige Wechsel zwischen den Lagern unauflöslich zu seinem Leben, seiner Herkunft und seiner politischen Haltung. Er lehnte es ab, sich zu entscheiden – zwischen radikaler Veränderung und Status quo, Tradition und Moderne, Stamm und Nation, Fante und Aschanti, Afrika und Europa. Stattdessen erklärte er, die einzig tragbare Art der Veränderung hin zur Selbstregierung sei eine, die das stolze Erbe des ghanaischen Volks achte und eine ausgewogene Gesellschaft schaffe, die in der Lage sei, auf eigenen Füßen zu ste-

hen und die Unabhängigkeit zum Erfolg zu führen. Er brachte das Kunststück fertig, eine Stütze der Gesellschaft und zugleich jemand zu sein, der die unterschiedlichsten Anhänger aus Stamm, sozialer Schicht und Berufsumfeld um sich scharte.

Als Manager ging er wie seine europäischen Kollegen jeden Tag in dunklem Anzug und steifem Kragen zur Arbeit, während er zu Hause, in der Großfamilie meiner Großmutter in Kumasi, Traditionalist war. In einer Gesellschaft, in der die Menschen mit ihrem Stamm und Dorf identifiziert wurden, entstammte er selbst einer Mischehe zwischen Fante und Aschanti, und unter seinen Frauen waren sowohl Fante als auch Aschanti. H. R. hatte vier Frauen, die ihm fünf Kinder gebaren, darunter meine Zwillingschwester Efua und ich.

Mein Vater arbeitete als Manager bei der United Africa Company, einem Tochterunternehmen des englisch-holländischen Konzerns Lever Brothers, der später unter dem Namen Unilever bekannt wurde. Aufgrund seiner Arbeit zogen wir während meiner gesamten Kindheit ständig um – von Kumasi nach Accra und Bekwai, von Koforidua nach Nsawan und Nkakaw. Durch den häufigen Wechsel des Wohn- und Lebensumfelds lernten wir ganz Ghana kennen. Meine Mutter Rose lebte mit meiner Halbschwester Ewura Efua in Cape Coast. Bis wir als Jugendliche in ein Internat in Cape Coast kamen, sahen meine Zwillingschwester Efua Atta und ich sie nur selten. Eine wichtige Konstante in unserem Nomadenleben war dagegen das Familienhaus in Kumasi, in das wir immer wieder zurückkehrten. Dort trafen wir auf drei Generationen von Tanten und Onkeln, und in den vielen heiklen Momenten der Kindheit war immer jemand da, der einem mit Rat und Liebe zur Seite stand, indem er die subtilen Botschaften von Sprichworten einsetzte. »Man schlägt niemandem auf den Kopf, wenn man die Finger zwischen seinen Zähnen hat« war eins dieser Sprichworte, das uns daran erinnerte, dass wir auch im Streit noch miteinander verbunden waren. Jeder Tag brachte neue Gesichter, eine neue Sprache oder Stammestradiation in unser Haus

und lehrte uns etwas über den Reichtum der bunten Melange von Kulturen und Völkern. So wurden wir in einer Stammesgesellschaft nicht stammesgebunden, in einer Ära des radikalen Aktivismus politisch gemäßigt und in einer Zeit der Parteinahme konzilient erzogen.

Damals, in den dreißiger und vierziger Jahren, war die Goldküste eine kleine britische Kolonie in Westafrika, in der die Aussicht auf Unabhängigkeit zunehmend die Gemüter bewegte. In der Spätphase der Goldküste – die schließlich unter dem Namen Ghana als erstes Land südlich der Sahara unabhängig werden sollte – aufzuwachsen bedeutete, einen vollständigen Wandel von Kultur und Gesellschaft mitzuerleben. 1948, als ich zehn Jahre alt war, war die Unabhängigkeitsbewegung voll entwickelt, und als ich erwachsen wurde, wurde auch Ghana eine freie Republik. Das Land bildete die Vorhut einer afrikanischen Emanzipation, die innerhalb von nur zwei Jahren 16 neue afrikanische Mitglieder in die Vereinten Nationen brachte.

Für die Ghanaer war es eine Zeit großer Hoffnung und Zuversicht. Man erwartete, dass Afrika eine rasante Entwicklung nehmen würde. Endlich würde man die Chance haben, selbst zu schaffen, was die Kolonialmächte, wie man ihnen vorwarf, einem vorenthalten hatten. Für mich selbst war das Erwachsenwerden untrennbar mit dem Unabhängigkeitskampf verknüpft. Politik besaß eine Bedeutung und einen Zweck, die über Stamm, Ideologie und die Verteilung der Beute, die seither in so vielen afrikanischen Gesellschaften die Norm geworden ist, hinausgingen. Die gesamte Gesellschaft mobilisierte sich, denn jeder trug auf seine Weise zum Kampf für die Unabhängigkeit bei. Zwar kamen die Anführer der Bewegung ins Gefängnis, aber am Ende stammten Ministerpräsidenten, Richter und Militärkommandeure aus ihren Reihen.

In Ghana war der Kampf um die Entkolonialisierung weniger durch einen Konflikt zwischen Weiß und Schwarz geprägt als vielmehr durch eine Auseinandersetzung zwischen Gruppen innerhalb

des Landes. Dafür hatten die Mücken gesorgt, denn obwohl der Sklavenhandel über Jahrhunderte hinweg florierete, hatten sich aus Furcht vor Malaria und Gelbfieber nur wenige weiße Siedler im Land niedergelassen. Stattdessen tobte der Kampf zwischen Ghanaern, zwischen Radikalen und Gemäßigten, und mein Vater wurde zu einem prominenten Vertreter derjenigen, die einen Wandel durch eine stetige maßvolle Transformation anstrebten.

Der ghanaische Unabhängigkeitskampf war durch diese Dualität von Tradition und Modernität, Gebildeten und Arbeiterklasse, Aschanti und Küstenstämmen gekennzeichnet. Wie in vielen anderen afrikanischen Kolonien waren es Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg in der britischen Armee gekämpft hatten, die nach ihrer Heimkehr die Ungleichheit der kolonialen Praktiken auf grundsätzlichere Weise in Frage stellten. Sie mussten mitansehen, wie britische Soldaten, an deren Seite sie gekämpft und geblutet hatten, großzügige Pensionen sowie Land und andere Belohnungen in Afrika erhielten, während sie selbst leer ausgingen. Zusammen mit führenden Vertretern der ghanaischen Akademikerschicht – Rechtsanwälten, Ärzten und Ingenieuren – riefen diese Kriegsveteranen eine Kampagne für die Unabhängigkeit ins Leben. Als konservative Mitglieder der Gesellschaft – was sie naturgemäß waren, da sie selbst unter der Kolonialherrschaft Status, Besitz und Privilegien erworben hatten – schwebte ihnen ein vorsichtiger, planmäßiger Regimewechsel vor. Entsprechend lautete ihr Unabhängigkeitsslogan: »Schritt für Schritt«.

Die Partei dieser Gruppe war die United Gold Coast Convention (UGCC), zu deren Sekretär sie einen enthusiastischen, mutigen Aktivist namens Kwame Nkrumah machten. Als Angehöriger eines kleineren ghanaischen Stammes und Sohn eines Goldschmieds, der, um sich weiterzubilden, in die Vereinigten Staaten und nach Großbritannien gegangen war, brachte Nkrumah eine Ungeduld und Leidenschaftlichkeit in den Kampf ein, die mit dem gemächlichen Tempo der ghanaischen Elite schwer vereinbar waren. Ihrer Herablassung

ihm gegenüber überdrüssig, ebenso wie der geringschätzigen Haltung gegenüber seinen in ihren Augen aufrührerischen Anhängern, trennte er sich von der UGCC und gründete die Convention People's Party (CPP). Er besaß indes mehr als nur Ungeduld, nämlich einen scharfen, strategisch denkenden Verstand und ein Organisationstalent, das dem seiner vormaligen Parteifreunde weit überlegen war. Rasch wurde er zum unumstrittenen Führer der ghanaischen Unabhängigkeitsbewegung.

Mein Vater – einer der wenigen afrikanischen Manager in einem europäischen Handelsunternehmen, ein führendes Mitglied der UGCC und enger Freund des Asantehene, des Aschantikönigs – musste in dieser Zeit sorgfältig abwägen. Unser Haus wurde damals zum Versammlungsort prominenter UGCC-Mitglieder – so dass sogar Nkrumah-Aktivisten im Park auf der anderen Straßenseite Demonstrationen abhielten. Als junger Mann war ich stark beeinflusst von den Diskussionen, die mein Vater und seine Freunde in unserem Haus führten. Gleichzeitig fühlte ich mich von der Leidenschaftlichkeit und Dringlichkeit von Nkrumahs Forderung nach »Unabhängigkeit jetzt« angezogen. Manche von Nkrumahs Äußerungen – dass wir auf eigenen Füßen stehen und unser Schicksal selbst in die Hand nehmen müssten – fielen bei mir auf fruchtbaren Boden.

All dies lehrte mich, wie es nur die eigene Erfahrung kann, dass friedlicher Wandel möglich ist – sogar, wenn es um eine grundlegende Umgestaltung geht. Als der erste ghanaische Polizeipräsident und der erste ghanaische Armeechef vereidigt wurden, schien plötzlich nichts mehr unmöglich zu sein. Jeder aus meiner Generation war von Stolz, vor allem aber von dem Gefühl erfüllt, dass ihm die Welt offenstand. Dieser Glaube an die umfassende Veränderung begleitete mich, während ich auf meinem Bildungsweg in die Vereinigten Staaten und nach Europa gelangte und schon als junger Mann eine Laufbahn absolvierte, die Anstellungen bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf, der UN-Wirtschaftskommission für Afrika (ECA) in

Addis Abeba, dem UN-Hauptquartier in New York, der Noteinsatztruppe der Vereinten Nationen (UNEF) mit Sitz in Kairo und der Ghana Tourist Development Company umfasste.

Wie in anderen afrikanischen Ländern, die an der Schwelle zur Freiheit standen, führte der Unabhängigkeitskampf auch in Ghana zur Entstehung einer Nationalbewegung, die sich von Parteien im traditionellen Sinn unterschied. Nach der Unabhängigkeit verlangte die Führung, das Volk solle sich hinter einer einzigen nationalen Organisation scharen, mit der unvermeidlichen Folge, dass ein Einparteienstaat entstand. Die UGCC repräsentierte mehr als lediglich eine von Nkrumahs Vorstellungen abweichende Ansicht über Zeitpunkt und Art der Unabhängigkeit; vielmehr stand sie für den tiefen Glauben an traditionellere Werte und Verfahrensweisen, der unter einfachen Ghanaern starke Wurzeln hatte. Es war ein Segen für Ghana, dass beide Seiten bemüht waren, eine möglichst große Anhängerschaft für sich zu gewinnen, und sie ihr Profil daher nicht auf die Stämme ausgerichtet hatten. Das ersparte Ghana das Trauma von Stammeskonflikten, die so viele seiner Nachbarn auf dem Kontinent ins Unglück gestürzt haben.

Dieser Unterschied von Ansichten und Erfahrung spiegelte sich aber auch in Ghana wider – im Verhältnis zwischen den Stämmen an der Küste und im Norden einerseits und den Aschanti mit ihrer Hauptstadt Kumasi in der Mitte des Landes andererseits. Obwohl meine Familie gemischt war, bin ich in Kumasi geboren, und das Kernland der Aschanti war das Gebiet, in dem mein Vater überwiegend beruflich tätig war und den meisten Einfluss besaß. Da die Aschanti lange Zeit ein hohes Maß an Autonomie genossen, hatten sie die Vorurteile und die Überheblichkeit, die ein rassistisches Europa gegenüber Afrikanern an den Tag gelegt hatte, weit weniger internalisiert als andere ghanaische Stämme.

In Kumasi war von Unterwürfigkeit oder einem Unterlegenheitsgefühl gegenüber den europäischen Händlern nichts zu spüren, und

rassische Diskriminierung, die in Accra alltäglich war, gab es allenfalls im Anklang. Stattdessen war man stolz auf die Errungenschaften des Königreichs und dessen Kriegerethos. Immerhin hatte es den Briten bis zur Kapitulation und Eingliederung in die Kolonie im Jahr 1902 eine ganze Generation länger Widerstand geleistet als die Küstengemeinschaften. Im Gegensatz zu den Küstenstämmen in Ghana – und mehr noch den Völkern von Ostafrika, die von großen europäischen Siedlergruppen beherrscht wurden – wuchsen die Aschanti nicht mit dem Gefühl auf, dass ihrem Handeln Grenzen gesetzt waren.

So bekannt die Aschanti dafür waren, den Briten die Stirn zu bieten und andere Stämme zu unterjochen, bemühten sie sich untereinander zuallererst um Kompromisse und Verhandlungslösungen. Tatsächlich hatte der Aschantikönig keine eigene Armee, so dass er im Kriegs- oder Krisenfall die Stämme und Unterstämme bitten musste, ihm Truppen zur Verfügung zu stellen. Diese Tradition der politischen Überzeugungsarbeit und der Beteiligung an einer größeren Sache durch Dialog und Verhandlung ist in der ghanaischen Gesellschaft tief verwurzelt und hat die Tradition der friedlichen Koexistenz begründet. Als mein Vater später, nach der Unabhängigkeit, zum Regionalminister für die Aschantiregion ernannt wurde, konnte er diese Tradition stärken, indem er die Interessen des Staates und diejenigen des Aschantikönigs, mit dem ihn eine lange, vertrauensvolle Freundschaft verband, sorgfältig gegeneinander abwog und im Gleichgewicht hielt. Moderne Mittel der republikanischen Regierung mussten mit traditionellen Autoritätsstrukturen in Einklang gebracht werden. Da er schon immer an die Koexistenz dieser Lebensstränge geglaubt hatte, war mein Vater ganz in seinem Element.

Er verkörperte in vielerlei Hinsicht die Möglichkeiten und Konflikte, die diese Situation hervorbringen konnte. Als einer der führenden Akademiker in seiner Gemeinde war er sowohl bei den Freimaurern als auch in der anglikanischen Kirche aktiv, und als Manager,

der in der United Africa Company vollkommen gleichberechtigt mit europäischen Kollegen zusammenarbeitete, repräsentierte er gegenüber Europäern, die an Dominanz und Überlegenheit gewöhnt waren und erst langsam zu begreifen begannen, welches Ausmaß der am Horizont heraufziehende Wandel haben würde, den afrikanischen Geschäftsmann.

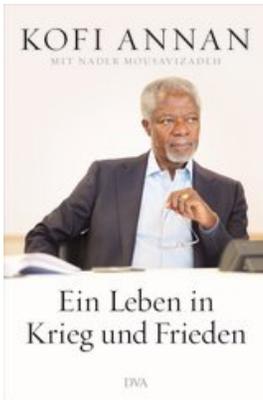
Um beides tun zu können – als führendes Mitglied der UGCC am Unabhängigkeitskampf seines Landes teilnehmen und gleichzeitig seine beruflichen Pflichten in einem kolonialen Konzern erfüllen –, brauchte man Geduld, Gelassenheit und die Fähigkeit, Wert und Verdienst in unterschiedlichen Zusammenhängen zu erkennen. Zwischen britischen Managern auf der einen und ghanaischen Revolutionären auf der anderen Seite musste er seine Werte und sein Engagement sorgfältig abwägen, ohne dass seine Würde dabei je Schaden genommen hätte. Dies machte ihn zu einem disziplinierten Mann, der gegenüber Schwäche und Feigheit wenig Nachsicht übte.

In dieser Hinsicht stand mein Vater für eine tief verwurzelte kulturelle Tradition von Geduld, Verhandlung und Versöhnung. Für Ghanaer war das Konzept des afrikanischen Palaverbaums schon immer ein anschaulicher Teil ihres Erbes und eine Quelle des Friedens und der relativen Harmonie zwischen der Vielzahl von Stämmen und Religionen. Der Palaverbaum war ein Ort, an dem man sich zusammenfand, um miteinander zu reden, nach Kompromissen zu suchen und Streitigkeiten beizulegen, Differenzen zu überbrücken und die Einigkeit zu stärken. Natürlich gab es parallel zu dieser Tradition jahrhundertlang Kriege zwischen den Aschanti und anderen Stämmen, die ausbrachen, wenn kein Kompromiss gefunden wurde und man stattdessen zur Gewalt griff. In jüngerer Zeit, in den ersten Jahrzehnten der Republik, hat eine ganze Reihe von Militärputschen, die den Charakter des Landes versehrt und es in seiner Entwicklung zurückgeworfen haben, gezeigt, dass auch wir unserem Erbe gelegentlich nicht gerecht werden.

Dennoch stößt die Idee des Gesprächs unter dem Palaverbaum auch im Ghana des 21. Jahrhunderts auf Widerhall. Wenn man ein Problem hat und keine Lösung findet, trifft man sich am nächsten Tag wieder und redet so lange weiter, bis eine gefunden ist. Auch wenn man mit dem Verhalten oder der Meinung eines anderen nicht einverstanden ist, geht man nie so weit, ihn als wertlos zu bezeichnen. Diese Einstellung gilt ebenso für das Verhältnis zwischen traditionellen Häuptlingen und ihren Stämmen und reicht von Fällen, in denen Missbrauch oder Arroganz verhandelt werden, bis hin zur Absetzung eines Häuptlings, der das Vertrauen und den Respekt seines Volks verloren hat.

Als ich mit 13 Jahren ins Internat kam, war ich durch ein breites Spektrum an Ereignissen und Einflüssen geprägt, die zu einem Fundament aus Selbstvertrauen, Toleranz und Disziplin wurden. Von meinem Vater hatte ich gelernt, dass es auch in Zeiten eines grundstürzenden Wandels wie der Unabhängigkeit eines Landes möglich ist, einen eigenständigen Kopf zu bewahren, und dass inmitten vermeintlicher Gewissheiten und absolut gesetzter Auffassungen eine kritische Perspektive von wesentlicher Bedeutung ist. Er lehrte mich, dass es, wenn andere auf Parteinahme drängen und von einem Entweder-oder sprechen, stets noch einen anderen Weg gibt, welcher der komplexen Realität der modernen Welt angemessener ist. Sein eigenes Leben war von der Koexistenz von Stamm und Sprache, Stellung und Zweck bestimmt – der Mischung aus ererbter Tradition und Hoffnung, mit der Menschenwürde als zentralem Element, die für Afrika einen Neuanfang ermöglichen konnte.

Ich gehörte in meinem Internat, der Mfantsipim School in Cape Coast, der »Unabhängigkeitsklasse« von 1957 an, und mir und meinen Mitschülern waren die Politik und das Schicksal unseres Landes stets gegenwärtig. Obwohl die Mfantsipim das große Verdienst hatte, Jungen aus allen Stämmen und Regionen Ghanas zusammenzubringen



Kofi Annan

Ein Leben in Krieg und Frieden

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 464 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-421-04457-0

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: März 2013

Krisenmanager an den politischen Brandherden der Welt

Kofi Annan war Generalsekretär der Vereinten Nationen in bewegter Zeit, von 1997 bis 2006. In seine Amtszeit fallen die Konflikte auf dem Balkan, die Anschläge des 11. Septembers 2001 und die anschließenden Kriege in Afghanistan und Irak, die Bürgerkriege im Sudan und Somalia und der Völkermord in Ruanda sowie als großes und dauerhaftes Thema die Krise im Nahen Osten, den er als Bruchlinie der Welt bezeichnet. In einem ebenso politischen wie persönlichen Buch, das den Bogen spannt von seiner Jugend in Ghana bis in die Gegenwart, schildert Annan Erfolge und Schwierigkeiten seiner Vermittlungsbemühungen im Auftrag der Vereinten Nationen und die Auseinandersetzung sowohl mit den großen Mächten der Welt wie mit gefährlichen Potentaten und Diktatoren. Kofi Annan gibt einen tiefen Einblick in die Arbeit der Vereinten Nationen mit dem Ziel, ihre von allen Seiten immer wieder infrage gestellte Rolle in der Weltpolitik zu stärken.



[Der Titel im Katalog](#)